

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

Weltbegebenheiten.

Es könnte eigentlich überflüssig erscheinen, daß der Kalendermann seinen Lesern alte Geschichten als Neuigkeiten aufstischt, da ja wohl die meisten derselben Zeitungen oder allerwenigstens ein Wochenblatt lesen und so immer auf dem „Lau-senden“ gehalten werden. In unserer schnelllebenden Zeit wird jedoch Vieles bald wieder vergessen und so wird es schon gut sein, wenn der Vetter das Wissenswertheste von Dem, was sich seit Sommer 1878 zutrug, hier im Kalender zum immerwährenden Gedächtniß festnagelt. Wie die wohlgeordnete Liebe bei sich selbst anfängt, so will auch der Vetter vom Rhein als rechtschaffener Geschichtschreiber mit der Heimath beginnen, die ihm über Alles lieb ist, wenn auch gerade keine gebratenen Tauben in derselben herumfliegen.

Deutsches Reich.

Wir haben im letzten Kalender unsern greisen Heldenkaiser Wilhelm am Gesundbrunnen in Teplitz verlassen, wo er von den Schrecken und Wunden der Attentate Heilung und Erholung suchte und — Gott sei Dank — auch gefunden hat. Die Regierungsgeschäfte für Preußen und das Reich besorgte unterdessen der Kronprinz Friedrich. Der in der Sommerhitze gewählte neue Reichstag genehmigte das vom Fürsten Bismarck vorgelegte Sozialistengesetz, das bis jetzt wenigstens den Erfolg gehabt hat, daß die Sozialisten ihre tollen Lehren vom Zukunftsstaate nicht mehr in Schriften und Versammlungen vortragen konnten. Die innere Heilung dieser Leute kann dieses Gesetz nicht bewirken. Die Gesetzgebung muß die berechtigten Forderungen der Arbeiter billig berücksichtigen, die Arbeitgeber müssen als die Gebildeteren und besser Gestellten die Arbeiter rücksichtsvoll und human behandeln, und vor Allem muß eine religiös-sittliche Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes den umstürzenden Lehren der Sozialdemokratie den günstigen Boden nehmen. Daß die beiden Attentäter Hödel und Nobiling ihre Schandthaten im Auftrage der sozialdemokratischen Partei begangen hätten, konnte nicht nachgewiesen werden. An Hödel wurde das vom Gerichte ausgesprochene Todesurtheil vollzogen; derselbe benahm sich bis zum letzten Augenblicke als frecher Bube. Der gebildete Dr. Nobiling erlag im Gefängnisse den Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte. Am 5. Dezember 1878 zog

Kaiser Wilhelm unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung in die Reichshauptstadt Berlin ein und übernahm die Regierungsgeschäfte wieder, die vom 4. Juni an der Kronprinz besorgt hatte. Den verschiedenen Deputationen, die den wiedergenesenen Kaiser begrüßten, hielt derselbe ernste Ansprachen, in welchen er durchweg den Hochwerth der Religion für das öffentliche Leben betonte. Bei einer solchen Gelegenheit sprach er das große Wort: „Ich will gerne geblutet haben, wenn nun die Wunden erkannt werden, an welchen die Gesellschaft krank.“ Am Neujahrstag 1879 feierte Kaiser Wilhelm sein siebenzigjähriges Militärdenk-Jubiläum, zu welcher seltener Feier ihm von den Offizieren der deutschen Armee ein künstlich gearbeitetes goldenes Schwert verehrt wurde. Noch eine andere Jubelfeier sollte er begehen, nämlich die seiner goldenen Hochzeit. Am 11. Juni 1829 hatte der damals 32jährige Prinz Wilhelm von Preußen mit der am 30. September 1811 geborenen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar sich vermählt, und dachte wohl damals nicht daran, daß er einst König von Preußen und gar Kaiser von Deutschland würde. Er beschäftigte sich nur mit militärischen Angelegenheiten und erschien erst in den stürmischen Märztagen 1848 auf dem politischen Schauplatz, wo er die tiefe Demüthigung des Königthums mit Kraft zu verhindern bemüht war. Das Berliner Volk erklärte damals sein Palais zum „Nationaleigenthum“, und er mußte als Flüchtling in England die Wendung der Dinge abwarten. Die energische Unterdrückung des badischen Aufstandes im Jahre 1849 trug nicht dazu bei, ihn damals populär zu machen. In Folge der schmerzlichen Erkrankung seines kinderlosen Bruders, des genialen Königs Friedrich Wilhelm IV., wurde er zuerst Regent und dann König von Preußen. Als Regent und in den ersten Jahren seiner königlichen Herrschaft war er gewiß kein populärer Monarch; erst die großen Siege des österreichischen und noch mehr die des französischen Krieges haben Zustände innerer Gährung beseitigt, welche auch auf das Verhältniß breiter Volksschichten zur Krone die bedenklichsten Wirkungen geübt hatten. Aber die Hoffnung, daß auf die Zeit der Stürme eine Periode der Eintracht und Wohlfahrt folgen werde, wurde bitter getäuscht; und schmerzlicher als der unleugbare sittliche und wirtschaftliche Niedergang des äußerlich so glänzend dastehenden deutschen

Reiches dürfte den
des monarchischen
in den beiden An
taupfenden gäht
erschreckend zu
11. Mai und
Kaiser dem H
Alle Parteien w
lichen Verwirkli
abgegeben — ein
für den Schwereg
woher gedachte
schaften, die er
alters hinaus be
seiner rastlosen
man die wieder
seiner gläubigen
Denkungsart. So
haben gerade jene
erschütternden Er
eignisse dazu mit
gewirkt, daß an
seinen Ehrentage
Alle theilnehmend
und verkehrend sich
um den Kron
schaften, auch
jene, welche die
von seiner Regie
eingeschlagen
an Kaiser als
unheilvolle be
wandelten.
In Anbetracht
der Noth der Zeit
wurden in allen
Theilen des Rei
ches zu Ehren
wilde Stiftungen
Gottes gemacht.
gehört im letzte
innerer Krieg eilt
auch auswärtige Re
gierung verjagte.
große Anwesenham
Alle. Den Zugesch
besuchen, auch wenn
begehrt sind, kann
jedem es braucht
ganz viel Geld. D
verloren, und jetzt
nehmen wir Geld?
Zeit unter großem
Geld, wo er es fi

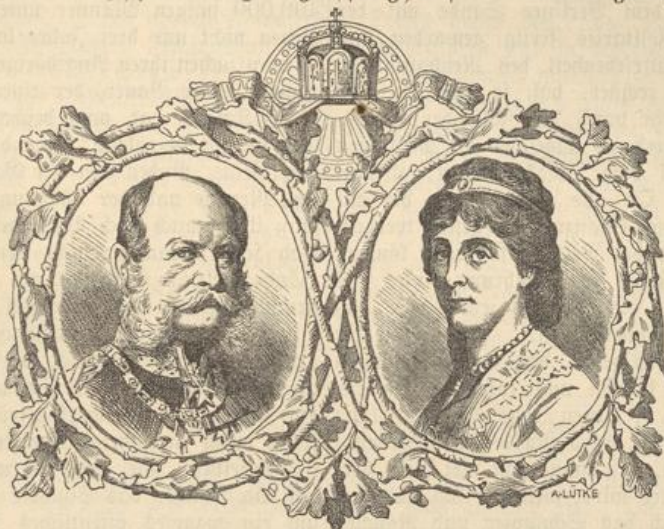
Reiches dürfte den greifen Kaiser jenes Schwindens des monarchischen Gefühles berührt haben, welches in den beiden Attentaten und den daran sich anknüpfenden zahllosen Majestätsbeleidigungen so erschreckend zu Tage trat. Die Frevelthaten des 11. Mai und des 2. Juni haben andererseits den Kaiser dem Herzen seines Volkes näher gebracht. Alle Parteien waren — von der selbstverständlichen Verurtheilung der beiden Verbrechen ganz abgesehen — einmüthig in dem tiefen Mitgefühl für den schwergeprüften Herrscher. Lebhafter als vorher gedachte man der hervorragenden Eigenschaften, die er sich über die Schwelle des Greisenalters hinaus bewahrt: seines persönlichen Muthes, seiner rastlosen Arbeitskraft, und freudig begrüßte man die wiederholten energischen Kundgebungen seiner gläubigen Denkungsart. So haben gerade jene erschütternden Ereignisse dazu mitgewirkt, daß an seinem Ehrentage Alle theilnehmend und verehrend sich um den Thron scharten, auch jene, welche die von seiner Regierung eingeschlagenen Bahnen als unheilvolle betrachteten.

In Anbetracht der Noth der Zeit wurden in allen Theilen des Reiches zu Ehren der kaiserlichen Jubelhochzeit milde Stiftungen zur Vinderung menschlichen Elendes gemacht. — Krieg hat der Kaiser nicht geführt im letzten Jahre, aber dennoch ist ein innerer Krieg entstanden im Reiche selbst, der auch auswärtige Nationen gegen uns in Kriegszustand versetzte. Es ist der Zollkrieg, der große Interessenkampf, der Krieg Aller gegen Alle. Von Siegesfesten, Kriegerdenkmalen, Trinksprüchen, auch wenn sie noch so wohlgelekt und begeistert sind, kann das Reich nämlich nicht leben, sondern es braucht nüchternes baares Geld und zwar viel Geld. Die französischen Milliarden sind verduftet, und jetzt heißt es ganz prosaisch: woher nehmen wir Geld? — Fürst Bismarck hat seiner Zeit unter großem Beifalle gesagt, er nehme das Geld, wo er es finde, und nun hat er entdeckt,

daß auf dem Wege der indirekten Steuern, der Zölle, der Verbrauchssteuern viel viel Geld zu bekommen sei. Diese indirekten Steuern haben in den Augen des Staatsmannes auch den Vortheil, daß die Steuerzahler nicht genau wissen, wie viel sie dem Staate steuern, und daß sie diese Steuern nicht auf einmal in größeren Summen, sondern in Bruchtheilen tagtäglich abstaten. Mit jeder Priese, die man schnupft, mit jeder Tabakswolke, die man in die Luft bläst, bei jeder Mahlzeit, mit dem Genuße eines Glases Wein oder Bier zahlt man Steuern und denkt nicht daran. Würde der Staat einen Gewohnheitsraucher zu einer jährlichen Tabaksteuer von 50 Mark einschätzen, dann würde dieser schreien über so große Belastung; auf indirektem Wege bezahlt er aber mehr

u. räsonnirt nicht. Die begreiflichen Zollgelüste des Reichskanzlers fanden Unterstützung in dem immer lauter werdenden Verlangen vieler Industriellen nach Schutzoll. Eine der Ursachen des Geschäftsniedergangs in Deutschland ist offenbar die starke Einfuhr fremder Waaren, wodurch die Preise herabgedrückt und unsere Geschäftsleute beschädigt

wurden. Man verlangt nun Schutz der nationalen Arbeit, indem durch entsprechende Zölle die fremdländischen Industrie-Erzeugnisse vom deutschen Markt abgehalten werden sollen. Darob großes Geschrei bei allen denjenigen, welche den Freihandel als alleinige solideste Grundlage der Volkswohlfahrt betrachten. Der Freihandel ist allerdings recht schön in der Idee, in der Vorstellung, aber nicht immer in der Wirklichkeit. Ja, wenn alle Nationen dem Freihandel ergeben wären! So aber huldigen die meisten dem Schutzollsystem und verwehren oder erschweren unsern Industrie-Erzeugnissen durch hohe Zölle den Eingang. Wenn Andere ihre Thüren zuschließen, dann ist es eine Thorheit, wenn wir die unserigen offen lassen. Fürst Bismarck will jedoch durch die Zölle in erster Reihe Geld in die Reichskasse bekommen;



Kaiser Wilhelm.

Kaiserin Augusta.

wird dadurch auch die nationale Arbeit geschützt, dann ist's ihm doppelt recht und er fängt zwei Mäcken mit einem Schlage. Bei dieser Gelegenheit bekam man wieder einen Einblick in den Widerstreit der verschiedenen Interessen, und wie schwer es ist, es Allen recht zu machen. Die Meisten denken nur an sich und wünschen: „Sanft Florian, verschon mein Haus, zünd' andere an!“ Deswegen sind jetzt auch Viele über den sonst so verehrten Kanzler verwilbert, denn beim Gelde hört ja bekanntlich bei allen Parteien die Gemüthlichkeit auf. Bei Festreden opfert man ganz verschwenderisch „Gut und Blut“ auf dem Altare des Vaterlandes, wenn es aber an's Zahlen kommt, werden die sonst so patriotischen Leute widerhaarig. Während der Better dies schreibt, sind unsere Reichsboten auf dem Berliner Sande mit der Verathung des Zolltarifs fertig geworden und haben ihn zur Zufriedenheit des Reichskanzlers genehmigt. Man rechnet, daß so ungefähr 130 Millionen und mehr durch die Zölle der Reichskasse zugeführt werden; ungefähr 40 Millionen verspricht man sich vom Tabak, diesem „giftigen Schmauchtraut“. Ob alle Hoffnungen, die auf diese vielbesprochene Finanzreform gesetzt werden, sich erfüllen, wird der Better erst sagen können, wenn wir einige Jahre der Erfahrung hinter uns haben werden. So viel ist schon jetzt gewiß, daß wir eben mehr bezahlen müssen. Wenn nur die Geschäfte wieder recht gehen, daß man auch zahlen kann; denn viel direkte und indirekte Steuern zahlen und nichts verdienen, das ist nicht lang auszuhalten. Künftig wird sich die Reichsfreundschaft darin zeigen, daß man recht viel Geld verbraucht. Der Better wird, wenn er am Kalender etwas profitirt, sich das Schnupfen und Rauchen angewöhnen, um die Reichskasse speisen zu helfen.

Die Hauptkosten macht uns unsere große Friedensarmee, welche 400,000 junge kräftige Männer auf drei Jahre den bürgerlichen Geschäften entzieht und dazu noch heidenmässig viel Geld kostet. Der Better möchte nicht, daß wir der französischen Nachsucht oder dem russischen Uebermuth schutzlos preisgegeben wären; er hat sich ja herzlich gefreut über die Errichtung des deutschen Reiches, wodurch dem Jammer der Kleinstaater ein Ende gemacht wurde, die alle Fremden einlud, auf uns herum zu trommeln. Er meint aber mit vielen verständigen patriotischen Leuten, daß die Sache auch wohlfeiler gethan werden könne. Das Reich würde wohl keinen Schaden leiden, wenn nicht so viele noch kräftige Offiziere mit schönen Pensionen in den Ruhestand versetzt würden, und wenn die hohen aktiven Offiziere etwas geringere Gehälter

bezögen. Wir haben ja außer den Herren v. Bleichröder, Nothschild, Oppenheim &c. wenig reiche Leute, so daß wir schon auf's Geld schauen müssen. Und dann würde es sich auch thun, wenn unsere jungen Leute nur höchstens zwei Jahre dienen müßten. Der Better ist in seinem beschränkten Unterthanenverstande der Meinung, daß die gewöhnlichen Bürgerstöbne in zwei Jahren das auch lernen können, was in einem Jahre die Einjährig-Freiwilligen lernen, die eigentlich mehr einjährig als freiwillig sind. Der Better versteht sich sonst auf's Rechnen, aber das kann er doch nicht herausrechnen, was Alles in Allem das Militär kostet. Das weiß er, daß ungefähr 90 Prozent der Reichseinnahmen auf's Militär verwendet werden; aber damit ist's noch lange nicht fertig. Die 400,000 jungen Männer unter den Waffen verdienen nicht nur drei Jahre lang nichts, sondern sie verursachen ihren Angehörigen auch noch weitere Kosten. Der Bauer, der einen, oft zwei Söhne in der Kaserne hat, muß deshalb Knechte einstellen und sie gut bezahlen. Aber damit ist's nicht genug; seine „Buben“ in der Garnison kommen mit der Menage und der Löhnung nicht aus, und er muß ihnen auch noch Vorspann leisten und kann froh sein, wenn sie nicht den Bucherern in die Hände fallen. Bei uns am Rhein bringts der ärmste Bursche nicht über sich, sein Kommissbrod mit Schweineschmalz genießbarer zu machen. Die ärmste Wittfrau spart sich die Pfennige am Mund ab und schickt sie ihrem Sohne in der Garnison. Hat Einer ein Handwerk gelernt, dann kommt er sicher durch dreijährige Exerzitionen nicht vorwärts in demselben; aber das hat man schon erfahren, daß ein Soldat das Sigleder verloren und lieber um ein mageres öffentliches Dienstlein gebettelt hat. Und welch' schweres Geld kosten die Einjährigen! Da wird von thörichten Eltern mancher talentlose Bursche zum „Studiren“ gezwungen, nur damit derselbe Einjähriger werden kann. Mit Ach und Krach bringt er's durch, und hintennach, nachdem er schweres Geld gekostet, ist's Nichts mit ihm. Andernfalls wäre er vielleicht ein rechtschaffener Handwerker geworden. Der Militarismus in seiner jetzigen Gestalt ist's, der am Wohlstand des deutschen Volkes nagt, das läßt sich der Better nicht nehmen.

Bei dieser Gelegenheit will er auch darauf aufmerksam machen, wie mitunter die Vaterlands-Vertheidiger von rohen Exerziermeistern in den Kasernen mißhandelt werden. Bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung in Würzburg kam es an den Tag, wie ein Leutnant mit seinen Unteroffizieren Jahr und Tag seine Soldaten geschunden

hat. Ehrent v. v. bilden" Mann, der gelehrsamte Student anzog und die arme "Evelmann" hieß hieß sie einander wenn er sie nach antreten und reiben, an die bis zur Erschöpfung von seinen Verge worauf er den L seher zuzuhören. die Opfer dieser nicht beschwert für Much nicht gehab ärger geplagt zu m schinder wurde zu wehthell, und zwar diese Geschäfte an mir den hundertem in Preußen und de werden solche Sache Da fällt dem Better ein, das solge be 30. Mai 1878 am Better von seinem an der englischen wurde. Jenes mit 300 deutschen See Reichs gegen 10 W nicht etwa einhan Gewalt entsehtler Lässigkeit entwech Mannschaft. Heute weig das deutsche aufwache zu veran müßer von Einig w darüber gefragt, er darüber Aufschlag g gericht wurde allerh gefeiz, vor einiger entlich sein Wehll angesehn. Geld hohr das Urheil n einem neuernamen müßer Zeit der D mit dieses allpreu schlanplungenheiten — Das Ende des wir wenig Erde ge hont noch nicht v "vaterlandslose" Partei geworden, w

hat. Schenk von Seyern heißt der „gebildete“ Mann, der „Humaniora“ und Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, ehe er den Waffenschrock anzog und die armen Soldaten malträdirte. Dieser „Edelmann“ fuchtelte die Soldaten mit dem Säbel, hieß sie einander gegenseitig beohrfeigen, ließ sie, wenn er sie als „Schmierfinken“ erklärt hatte, nackt antreten und mit Strohwischen und Bürsten reiben, quälte sie mit übertriebenen Uebungen bis zur Erschöpfung. Er bekam auch einmal von seinen Vorgesetzten deshalb einen Verweis, worauf er den Unteroffizier befahl, nur noch fester zuzuhauen. Als man in der Verhandlung die Opfer dieser Brutalität fragte, warum sie sich nicht beschwert hätten, sagten sie, sie hätten den Muth nicht gehabt, weil sie fürchteten, dann noch ärger geplagt zu werden. Dieser adelige Soldatenschilder wurde zu zwei Jahren Festungshaft verurtheilt, und zwar von Rechts wegen! Daß diese Geschichte an die Oeffentlichkeit kam, haben wir den bayerischen Reservatrechten zu verdanken; in Preußen und den ihm unterthänigen Ländern werden solche Sachen im Geheimen abgemacht. — Da fällt dem Vetter der „Große Kurfürst“ ein, das stolze deutsche Kriegsschiff, das am 30. Mai 1878 am hellen Mittag bei ruhigem Wetter von seinem Kameraden „König Wilhelm“ an der englischen Küste in den Grund gebohrt wurde. Jenes entsetzliche Unglück kostete etwa 300 deutschen Seeleuten das Leben und dem Reiche gegen 10 Millionen Mark. Dasselbe war nicht etwa entstanden durch die unwiderstehliche Gewalt entfesselter Elemente, sondern durch Fahrlässigkeit entweder der Kommandirenden oder der Mannschaft. Heute nach mehr als einem Jahre weiß das deutsche Volk nicht, wer jene Katastrophe zu verantworten hat. Der Marineminister von Stosch wurde im Reichstage wiederholt darüber gefragt, erklärte sich aber außer Stande, darüber Aufschluß geben zu können. Ein Kriegsgericht wurde allerdings wegen dieses Falles eingesetzt, vor einiger Zeit hörte man, dasselbe habe endlich sein Urtheil gefällt, welches, wurde nicht angegeben. Bald darauf verlautete, der Kaiser habe das Urtheil nicht genehmigt und die Sache einem neuernannten Kriegsgerichte übergeben. In unserer Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wird dieses altpreussische Geheimverfahren in Militärangelegenheiten nicht mehr lange bestehen können. — Das Ende des Kulturkampfes, bei welchem wir wenig Seide gesponnen, kann der Vetter auch heute noch nicht vermelden. Einstweilen ist das „vaterlandslose“ Centrum eine reichsfreundliche Partei geworden, welche dem Reichstag einen Vize-

präsidenten gab, und mit welcher der Kanzler zu rechnen angefangen hat. Im Vorstande des Reichstages sind jetzt keine Liberale mehr, und eben haben auch die liberalen preussischen Minister Falk, Friedenthal und Hobrecht ihre Aemter niedergelegt. Die Erde ist rund und dreht sich, was unten war, kommt auch wieder oben auf. Wenn der Vetter bis nächstes Jahr nicht Minister geworden ist — heutzutage ist ja Alles möglich — wird er berichten können, wie die „Reform“ sich gestaltet hat. Jetzt ist Alles noch im Werden. —

Wenn bei uns nicht Alles ist, wie es sein sollte, so können wir uns damit trösten, daß es bei unsern Nachbarn noch schlimmer steht. Betrachten wir uns zuerst unsern Erbfreund

Rußland.

Dieses große Reich hat Siege errungen auf Schlachtfeldern und in diplomatischen Kabinetten, aber es ist dadurch innerlich nicht stärker geworden. Schon während des letzten Krieges kamen Dinge ans Tageslicht, welche von großer Lächerlichkeit in den oberen Gesellschaftskreisen Zeugniß gaben. Armeelieferanten, die vom Nichtliefern reich werden, gibts allerdings auch in anderen Ländern; aber so schamlos, wie in Rußland, ist's anderwärts doch nicht getrieben worden, mit Ausnahme vielleicht der französischen Republik zur Zeit der glorreichen Herrschaft des Herrn Gambetta, wo die Soldaten für gutes Geld Schuhe mit Pappendeckelsohlen erhielten. — Nach dem Kriege fragten sich die gescheidteren Leute in Rußland, was sie durch den theuern Krieg eigentlich gewonnen hätten; denn was nützt es, wenn das Haus, in dem man wohnt, recht groß und stattlich, wenn man aber darin nicht glücklich ist! Die vornehmen Russen lernen, was in Europa zu lernen ist, werden aber regiert, wie wenn Rußland ein rein asiatisches Reich wäre. Der Kaiser allein gibt die Gesetze, er regiert absolut. Seine Beamten regieren in ihrem Kreise ebenso. Die große Masse des sogenannten gemeinen Volkes betrachtet zwar den Kaiser wie ein höheres göttliches Wesen, aber die Gebildeten sind doch die Tonangebenden. Und diese sind in ihrer Mehrheit mit den bestehenden Verhältnissen offenbar sehr unzufrieden, und weil sie öffentlich Nichts thun können, haben sie sich in geheimen Gesellschaften vereinigt, eine Aenderung herbeizuführen. Weil sie mit gar Nichts zufrieden sind, und auch an gar Nichts glauben, nennen sie sich Nihilisten, d. h. Nichtsler, Leute, die ihr Sach auf Nichts gestellt haben. Diese Nihilisten, zu denen Studenten, Professoren, emanzipirte Frauenzimmer, unzufriedene Beamte und Offiziere gehören, haben ihre geheimen Vereine über das

ganze Reich ausgebreitet und eine geheime Nationalregierung eingesetzt, welche eine gewisse Schreckensherrschaft ausübte. Mißliebige höhere Beamte erhielten Drohbriefe, und wurden, wenn diese nichts fruchteten, ermordet. Selten gelang es, die Missethäter zu erwischen, was nur daraus zu erklären ist, daß das Publikum ihnen behilflich war. Ein junges Frauenzimmer, das auf den Polizeigeneral einen Revolver abfeuerte, wurde von den Geschworenen freigesprochen, wodurch diese offenbar bekunden wollten, daß dieser General nach ihrer Ansicht werth war, todtgeschossen zu werden. In geheimen Druckereien wurden revolutionäre Schriften gedruckt und überallhin verbreitet, sogar an allen Straßenecken in St. Petersburg angeklebt, ohne daß die Polizei es verhindern konnte.

Am 14. April, am Ostermontag, wurde in St. Petersburg auf den Kaiser Alexander ein Mordangriff gemacht; ein gewisser Solowjoff feuerte auf den im Wintergarten sich ergehenden Monarchen einige Revolverschüsse ab, jedoch ohne zu treffen. Der Attentäter wurde ergriffen und am 9. Juni durch den Strang hingerichtet. Seit dem Attentat ist über den größten Theil von Rußland der Belagerungszustand verhängt. Schöne Gegend!

Von unserem „Erbfreund“ wollen wir zu unserem „Erbfeind“, zu

Frankreich

uns wenden. Der Vetter hat voriges Jahr über die guten Eindrücke berichtet, die er bei der Pariser Weltausstellung empfangen. Seither hat die französische Republik einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht. Marschall Mac Mahon, der Präsident der Republik, war eigentlich kein Republikaner; er betrachtete es als seine Aufgabe, die öffentliche Ordnung zu erhalten, bis durch ein gütiges Geschick die Monarchie wieder hergestellt würde. Er betrachtete die Republik bloß als einen Nothbehelf. Die Republikaner des gesetzgebenden

Körpers machten ihm jedoch allerlei Zumuthungen, auf die er als ehrlicher Mann nicht eingehen konnte, und welche ihn bewogen, am 30. Januar 1879 abzutreten. Zu seinem Nachfolger wurde über Nacht der Advokat Grevy gewählt, der als gemäßigter Republikaner galt, und den Franzosen noch besser erschien, als der wüthende Gambetta, der mit dem einträglichen Posten eines Kammerpräsidenten abgefunden wurde. Fürst Bismarck hat seiner Zeit erklärt, es wäre für uns am Besten, wenn die Franzosen die Republik hätten, weil sie dadurch schwächer würden, und wir weniger von ihnen zu befürchten hätten. Nun, wir wollen abwarten. Dem Vetter will es scheinen, daß in unserer Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen es durchaus nicht gleichgiltig ist, wie die Nachbarn



Prinz Napoleon wird von Zulusaffern überfallen und getödtet.

sich einrichten. Einstweilen haben die republikanischen französischen Nachbarn ein Stück Kulturkampf angefangen, offenbar, weil's ihnen zu wohl ist. Wir können dem ruhig zusehen, weil solche Geschichten jedenfalls zur Schwächung der Nation beitragen, und wir somit weniger gefährdet sind. — Glück haben sie übrigens, diese französischen Republikaner; denn eben ist ihnen Einer weggestorben worden, der wohl im Stande gewesen wäre, der Republik ein Ende zu machen, nämlich der 23jährige Prinz Napoleon, der Sohn Napoleons III., der seit der Niederlage von Sedan, die dem Kaiserthum ein Ende machte, in England lebte. Er besuchte dort einige Jahre die Artillerieschule von Woolwich und schloß sich der englischen Expedition gegen die Zulusaffern im südlichen Afrika an, um dort seine Sporen zu verdienen, und um einstens, wenn er als Kaiser-Kandidat in Frankreich auftreten wollte, den kriegsrühmsüchtigen Franzosen sagen zu können, daß er auch schon Pulver gerochen habe. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Was ihm als Empfehlung zur Kaiserkrone dienen sollte, das wurde sein und des

napoleonischen Kaiser machte der würdige ritt gegen die Zulusaffern und einem ruff hielten und einer Bande gleitung des ohne sich um bescheu genwordenes von 17 Burgen Plage blieb. und vollständig teiten und Wert eine Uhr, die in die Hände des Prinzen wurde am 12. Juli in gung stattfand. weisen müßte, den schossen, hätten jeden können. G andernwärts keinen ritt machen, wenn ihm gehörige Pechthige Vorsicht. Be man doch kein die Soldaten nicht Eist wie ein Herfel der edle östere Quereara unter ein Opfer napoleon 1879 empfing die burst die erschlän Sohn, ihre Hoff wider Franzosen, erschlagen wurde. Eignie diese Leborte und seit mal waghällige Chara leben Mar ersul manach in. Wir Deutschen aus kein Verstehe Staatskanzler ga noch nichts Gerte werte die Nach auf die immer ein Blick aus h jetzt auf den S Napoleon, Soh Weisfalen, in allen monarchie republikaner wolle hat derselbe bei

napoleonischen Kaiserthums Ende. Am 1. Juni 1879 machte der muthige Prinz einen Rekognoszirungsritt gegen die Zulus, begleitet von nur 5 Soldaten und einem Offizier. Als sie eben Mittagsrast hielten und Kaffee abkochten, wurden sie von einer Bande Zulus überfallen. Die tapfere Begleitung des Prinzen riß aus, was Zeug hielt, ohne sich um den Prinzen zu kümmern, der sein schon gewordenes Pferd nicht besteigen konnte und von 17 Wurfspeeren durchbohrt todt auf dem Platze blieb. Man fand später die Leiche nackt und vollständig ausgeplündert; mehrere Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten, wie ein Degen und eine Uhr, die Napoleon 1. schon getragen, fielen in die Hände der Zulukaffern. Die Leiche des Prinzen wurde nach England geführt und kam am 12. Juli in Chiselhurst an, wo die Beerdigung stattfand. Wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, den Prinzen aus dem Leben zu schaffen, hätten die Engländer nicht besser anstellen können. Einen Prinzen läßt man einmal anderwärts keinen gefährlichen Rekognoszirungsritt machen, wenn aber doch, dann gibt man ihm gehörige Bedeckung und gebraucht die nöthige Vorsicht. Bei einem solchen Geschäfte zündet man doch kein Feuer an, und dann hatten die Soldaten nicht einmal ihre Karabiner geladen. Es ist wie ein Verhängniß. Am 19. Juni 1867 fiel der edle österreichische Erzherzog Max zu Dueretara unter den Kugeln der Mexikaner als ein Opfer napoleonischer Politik; am 19. Juni 1879 empfing die Kaiserin Eugenie zu Chiselhurst die erschütternde Kunde, daß ihr einziger Sohn, ihre Hoffnung und zugleich die Hoffnung vieler Franzosen, von halbwilden Buschmännern erschlagen wurde. Mit jähem Aufschrei empfing Eugenie diese Todesbotschaft, welche sie niederschmetterte und fast wahnsinnig machte; gerade wie die unglückliche Charlotte, als sie den Tod ihres geliebten Max erfuhr, und deren Geist heute noch unnachtet ist.

Wir Deutsche haben vom politischen Standpunkte aus keine Ursache, den Tod dieses napoleonischen Stammhalters zu beklagen, da uns die Bonaparte noch nichts Gutes gebracht haben. In Frankreich wirkte die Nachricht von diesem tragischen Ende auf die immer noch zahlreichen Bonapartisten wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wen sollen sie jetzt auf den Schild heben? Der Prinz Jerome Napoleon, Sohn des verstorbenen Königs von Westfalen, ist wegen seinen radikalen Ansichten allen monarchisch Gesinnten zuwider, und die Republikaner wollen ihn so wie so nicht. Zudem hat derselbe bei der Armee kein Ansehen, weil er

einmal, als er von Napoleon III. mit einem Kriegskommando betraut wurde, Unterleibsbeschwerden bekam und wieder heim ging. Man nannte ihn deshalb den Prinz Fürchteblei. — Viktor, der Sohn dieses Prinzen, wurde nun im Testament des Erschlagenen als der künftige bonapartistische Thronandidat bezeichnet, ist aber erst 16 Jahre alt; bis dieser einmal ein thatkräftiger Mann ist, so lange werden die monarchischen Parteien nicht warten wollen, deren noch zwei vorhanden sind, nämlich die Legitimisten und Orleanisten. Die Franzosen mögen sich nun einrichten, wie sie wollen, sie sollen nur uns in Ruhe lassen. Am Besten wäre es, sie würden die Hälfte ihrer Soldaten abbanken, dann käme man vielleicht auch bei uns auf den Gedanken, die erdrückende Friedensarmee zu vermindern.

Die Zulus,

mit welchen die Engländer gegenwärtig so ruhmlos Krieg führen, sind der vornehmste Kafferstamm in Südafrika. Ihr derzeitiger König Cetewayo verfügt über 60,000 Krieger, die in 28 Regimenten eingetheilt sind. Sie sind mit Speeren oder Assagais bewaffnet und mit Hinterlad-Gewehren, die sie jedoch nur ungeschickt zu handhaben wissen, und welche sie früher von den Engländern gekauft haben. Für Uniform machen sie nicht viel Ausgaben, da sie sich höchstens mit einem Thierfell bekleiden, das sie elegant umzuhängen verstehen. Diese einfache Montirung der Zulusoldaten macht den Militärdienst dort viel einfacher; sie brauchen keine Knöpfe zu putzen, keine Kuppel und keinen Helm zu lackiren, keine Stiefel zu wischen u. dgl. m. womit ja unser Soldat fast die Hälfte seiner Dienstzeit zubringt. Sie sind sehr kräftig, unermüdblich im Marschiren, können 24 Stunden ohne besondere Beschwerde Speise und Trant entbehren und fechten kühn und mit Todesverachtung. Sie verlangen keinen Pardon und geben auch keinen. Vor dem vierzigsten Jahre darf Keiner heirathen, außer wenn er eine Heldthat begangen hat, für welche er vom Zölibat dispensirt wird. Die Bevölkerung mehrt sich indessen sehr stark, weil alle Zulus der Vielweiberei huldigen. Bis zum zwanzigsten Jahre arbeitet der Zulu für seinen Vater, dann erwirbt er sich das Geld, um eine Frau zu kaufen. Die Frau ist sein Lastthier, sein Tagelöhner, er selbst treibt Viehzucht; mehrt sich sein Wohlstand, dann kauft er sich eine zweite, eine dritte Frau. Diese arbeiten alle, mehren seinen Reichthum; ebenso die Kinder, weil sie arbeiten, und soweit sie Mädchen sind, verkauft werden. — Mit diesen sonderbaren schwarzen Kerls führen die Engländer Krieg; aus

welchem Grunde vermag der Vetter eigentlich nicht zu sagen, da die Zulus keine Zeitungen haben, und man den Engländern auch nicht Alles glauben kann. Von den Zulus führt der Vetter die ge-
neigten Leser zu den

Samoanern,

den Bewohnern der australischen Schiffer-Inseln, welche neuestens ein ganz besonderes Interesse für uns haben. Unser Votke hat bekanntlich gesagt, daß eigentlich kein Volk dem deutschen Reiche wohlwolle, weshalb dieses immer stark gerüstet sein müsse; die Samoaner machen nun eine erfreuliche Ausnahme, denn sie haben mit uns einen Friedens- und Freundschaftsbund geschlossen. Handelsgeschäfte werden unsere Zeugleweben nicht mit ihnen treiben können, weil dieselben barfuß gehen bis zum Hals; nur die Häuptlinge haben dort ein Kleidungsstück, nämlich einen Zylinderhut. In Berlin ist man deshalb in Verlegenheit, wie man den Ministern der neuen Freunde den berühmten Rothen-Adler-Orden beibringen könne, dieweil denselben das Knopfloch fehlt. Der Vetter macht deshalb den Vorschlag, den Samoanern den „Rothen-Adler-Orden mit Frack“ zu verleihen, wie er bei uns „mit Schwertern“ vergeben wird; denn den Rothen-Adler-Orden müssen sie haben, wenn sie mit uns in dauernder Freundschaft leben wollen. Sie sollen rechtschaffene Leute sein, die bei gewissen Gelegenheiten Menschenfleisch fressen, aber nicht aus Grausamkeit. So kam einmal zu einem Missionär ein Samoaner, um sich taufen zu lassen, was ihm aber abgeschlagen wurde, weil er zwei Weiber habe; nach einiger Zeit kam er wieder mit seinem Begehren und erklärte dem Missionär, er habe nun eine seiner Frauen gefressen. — So hat's der Vetter in einer Berliner Zeitung gelesen, und da muß es wahr sein. Uebrigens, mögen die Gebräuche der Samoaner auch vielfach andere sein, als die der Pommern, so ist doch der Freundschaftsvertrag mit ihnen für uns von Werth, weil unsere Flotte nun an jenen Inseln eine gute Station hat. — Was die

Orientalische Frage

betrifft, so ist der Berliner Vertrag nun so ziemlich ausgeführt. Ostrumelien hat einen christlichen Statthalter bekommen in der Person des Fürsten Bogorides, der unter dem Namen Meho Pascha das Regiment führt. Die Bulgaren haben einen eigenen Fürsten gekriegt in der Person des 22-jährigen Prinzen Alexander von Battenberg, der vor einigen Monaten noch preussischer Gardeleutnant war, und am 9. Juli in russischer Generalsuniform in Tirnowa einzog und seinen kaiserlichen Dienst antrat. Eine üble Vorbedeutung war es,

daß an demselben Tage eine riesige Feuersbrunst dort ausbrach. — Die Oesterreicher sind in Folge des Berliner Vertrags in Bosnien eingerückt, stießen aber auf den Widerstand der fanatisirten Türken, was viel Menschenleben und viel Geld kostete. — In Egypten wurde der Vizekönig oder Khedive Ismael Pascha abgesetzt, weil er seine pyramidalen Schulden nicht bezahlen konnte. So rächt sich Alles in der Weltgeschichte. Einer seiner Vorfahren hatte die Juden geschunden und kam in rothen Meer um; der Ismael fiel in die Hände der Juden und kam auf's Trockene. Sein Erstgeborener Tewfik führt nun das Geschäft. Uebrigens bezieht der Abgesetzte eine Pension von ungefähr einer Million Mark, die seine ausgeplünderten ehemaligen Unterthanen bezahlen dürfen.

China

ist wieder von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht worden, welcher Hunderttausende von Menschen zum Opfer fielen. In vielen Dörfern und Städten starben die Leute auf den Straßen unter schrecklichen Konvulsionen. Den Verhungerten dienten nicht nur Leichen als Nahrung, sie warfen sich auch auf Lebendige, zerfleischten sie und verschlangen ihr Fleisch. So wurde ein Bettler arretirt, in dessen Bettelack man die Ueberreste eines Kindes fand. Beim Verhör bekannte er, daß er schon seit längerer Zeit von frischem Menschenfleisch gelebt habe, da ihm das Fleisch von Leichen widerstehe. Ein junger Mann bewog seinen Vater, mit ihm die eigene Braut umzubringen. Nach vollbrachter That theilten sie das Fleisch untereinander. In einer Familie tödtete der Vater seinen sechsjährigen Sohn und verzehrte ihn, in einer andern tödtete der Sohn den Vater zu demselben entsetzlichen Zwecke. Solche Fälle erzählt man eine Menge. Es gibt Dörfer, in welchen die ganze Einwohnerschaft ausgestorben ist.

Daß die Menschen nicht allein Herr sind in der Welt, das hat man auch im verwichenen Jahr wieder erfahren können. Der stets vorwärts strebende Menschengestalt hat der Natur ihre Gesetze abgelautet und sie sich dienstbar gemacht, aber doch nicht vollständig, was ihm auch nie gelingen wird. Er wird immer im Kampfe liegen müssen mit den Elementen, welche, wie der Dichter sagt, das Gebild aus Menschenhand hassen. Das erfuhr die große ungarische Handelsstadt Szegebin, welche am 12. März von einer furchtbaren Ueberschwemmung heimgesucht und fast gänzlich zerstört wurde. Viele Menschenleben gingen zu Grunde und der Verlust an Habseligkeiten wird auf 20 Millionen österreichische Gulden oder 40 Millionen Mark geschätzt. Eben, da der Vetter dieses schreibt,

Witte Juli, ...
Wohin auf diese ...
wähly hatte, noch ...
Wochen viele ...
Nach Ober-Itali ...
großen Schaden ...
1879 ein augere ...
viel mehr, als ...
es so fortgeht, d ...
nicht viel Ungeh ...
Weinshämierer w ...
gen. — Während ...
Wasser klagt, ...
Zeplich, wo um ...
durch plötzlichen ...
versetzt. Die dor ...
nämlich im Hebr ...
hätte seine Urach ...
bergwert. Ein

Berliner



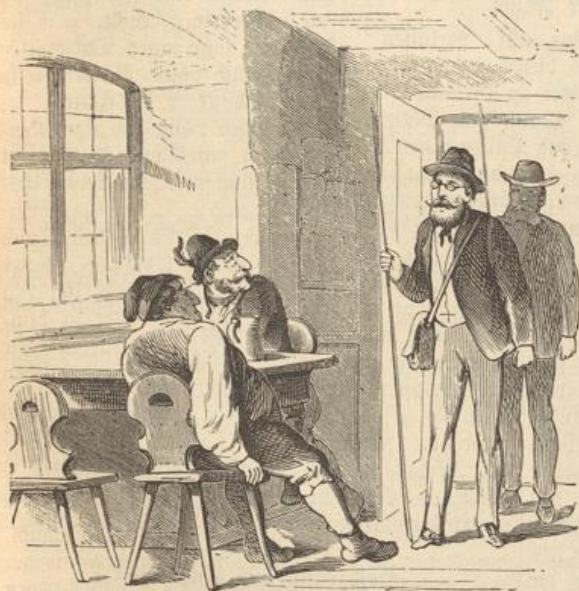
Lorist: Kam ...
Birch: Wem ...
halt r

Wiener: S ...
tet! — Berli ...
lett, des is br

Mitte Juli, sind die Gewässer, welche die Theil auf diese Stadt und ihre Umgebung gewälzt hatte, noch nicht alle beseitigt, obwohl seit Wochen viele Dampfpumpen daran arbeiteten. Auch Ober-Italien hat durch Ueberschwemmungen großen Schaden gelitten. Ueberhaupt ist das Jahr 1879 ein außerordentlich wässeriges. Es regnet viel mehr, als Unsereruns für gut hält. Wenn es so fortgeht, dann wird der diesjährige „Neue“ nicht viel Unheil anrichten, und die Malefiz-Weinschmierer werden wieder die Oberhand kriegen. — Während man überall über Ueberfluß an Wasser klagt, wurde die böhmische Bäderstadt Teplitz, wo unser Kaiser voriges Jahr weilte, durch plötzlichen Wassermangel in größten Schrecken versetzt. Die dortige reiche warme Heilquelle blieb nämlich im Februar 1879 plötzlich aus, und das hatte seine Ursache in einem benachbarten Kohlenbergwerk. Ein Schacht, den die Gründer zu

Ehren des berühmten Altkatholikenvaters Döllingerschacht getauft hatten, bekam ein Loch, durch welches die Teplitzer Quelle einen Ausweg in diesen Döllingerschacht fand, wobei 22 Bergmänner um's Leben und die Teplitzer um ihre Nährmutter kamen. Den Ingenieuren gelang es mit vieler Mühe, das ausschweifend gewordene Heilwasser wieder in die alte Bahn zurückzuleiten, was begreiflicher Weise die Teplitzer mit größtem Jubel erfüllte, dem sie am 3. März durch Dankgottesdienst und weltliche Festlichkeiten Ausdruck gaben. — Der Vetter kann nur wünschen, daß alle sonstigen Nöthen eine ebenso befriedigende Heilung finden. Der Mensch darf eben nicht trüg und verzweifelnd die Hände in den Schooß legen, sondern er muß zur Abwendung der Schäden thun, was in seinen Kräften steht. Des Veters Wahlspruch heißt: „Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen!“

Berliner im bayerischen Hochland.



Tourist: Kann man hier Rum kriechen?
 Wirth: Wenn's Euch an Späß macht, so kriecht's halt rum, i hob nix dagegen.

Berliner in Wien.

Wiener: „Schaun's, wie hell der große Bär leuchtet!“ — Berliner: „Des soll der große Bär sein? Jott, des is bei uns noch nich mal der kleene!“

Nur immer höflich.

Der alte Meyer Anselm Nothschild, der Gründer des großen Bankhauses, war wegen seines beißenden Witzes gefürchtet. Einmal besuchte ein hoher Beamter aus Berlin den Alten, als derselbe eben an einem wichtigen Brief arbeitete; der Banquier hat den Beamten um Geduld und sagte: „Nehmen sie einen Stuhl“. — Nach etwa fünf Minuten erhob sich der Beamte ungeduldig und sagte: „Herr Baron, ich bin der wirkl. Geh. Rath Freiherr von Soundso.“ — „Nehmen Sie noch einen Stuhl“ erwiderte Nothschild und schrieb seinen Brief zu Ende.

Auch eine Grabchrift.

Auf einem Grabstein in Würzburg ist die Inschrift zu finden:

„Du fragest, wer logirt da drin?
 Es ist die Anna Schnitzelin.
 Sie lag mit 45 Jahr
 Just zu Martini auf der Bahr;
 Sie war von allen Sünden frei
 Und trieb sehr stark die Gärtnerei.
 Sie hat gebaut viel Rüben und Rettig,
 Gott sei der armen Seele gnädig!“

Selbstverrath.

In einem Männergesangsvereins-Konzert.
 „Ah, Emilie, Du auch hier?“ — „Ja freilich! Weißt Du, Bertha, ich sehe zu gern Männerchöre!“